

Nur zum persönlichen Gebrauch.
Kopien und Veröffentlichungen nur in Absprache mit
Jürgmeier – Postfach – 8408 Winterthur
Tel 052 222 14 33 – Fax 052 222 94 46 – E-Mail: wort@bluewin.ch

Tödliche Mythen

Über gesundheitsgefährdende Aspekte gesellschaftlicher (Männlichkeits-)Vorstellungen

Von Jürgmeier

Iss nicht soviel Pommes, Bub! Hamburger haben keinen Nährwert. Ketchup schwächt die Knochen. Cola ist Gift für den Magen. Trink Milch, aber trink sie warm. Vergiss den Salat nicht. Und den Orangensaft. Hast du Lust nach Süssem – nimm eine Birne statt Schokolade. Denk an deine Zähne, und putze sie nach jedem Essen. Du wirst an mich denken – in dreissig Jahren. Schlaf genügend, rauche nicht, treibe Sport, hänge nicht herum und schau nicht zuviel fern – du bist im Wachstum. Haschisch, Heroin, Ecstasy, Sex und Internet machen süchtig. Alkohol mindert die Potenz. Fahr nicht ohne Licht, meide nasse Strassen, beachte die Geschwindigkeitsgrenzen, lass die Gigajumps über halbverschneite Felsen und carve nicht durch Lawinhänge nordöstlicher Exposition.

Sie sehen, meine Damen und Herren – Stopf nicht dauernd Salznüsschen in dich hinein, Bub! -, Sie hören es, ich Sorge gut für meinen Sohn. Wenn es ihn denn gäbe, was nicht der Fall

ist. Reale Opfer meiner gelegentlichen Erziehungsversuche sind höchstens meine beiden Stieftöchter. Du aber, mein lieber Sohn, dienst mir bloss als rhetorische Krücke für die hier versammelten Gesundheitspädagoginnen und –pädagogen, die dir – vorausgesetzt, du wärest je geboren worden, was, wie gesagt, nicht der Realität entspricht -, die dir mit vereinten Anstrengungen, ehrlicher Absicht und äusserst widersprüchlichen Konzepten, bestimmt, zu einem langen Leben zu verhelfen suchten.

Ich habe mir, mein Sohn, zuviel Sorgen gemacht – um dich. Soviel, dass ich dir, am Ende, weder mich noch die Welt zuzumuten traute. Ich habe dir das Leben – selbstverständlich hätte ich dazu weiblicher Unterstützung bedurft, du weisst schon, es braucht mindestens zwei dazu -, ich habe dir das Leben nicht geschenkt. Wie es bei Geburten so häufig und nett heisst. Nur wenig später allerdings verhalten sich die freigiebigen Eltern nicht selten so, als würden sie das Präsent nie ganz aus der Hand geben, das Leben ihrer Sprösslinge immer auch ein wenig als ihr eigenes Revier betrachten. Ich habe dich vor mir und diesem ungesunden Leben bewahrt. Wollte abwarten, nein, nicht, bis ich den Tod überwunden oder die Welt gerettet, aber mindestens bis sich meine eigenen Neuröschchen und Neurosen, die entmutigenden und krankmachenden, „ausgewachsen“ hätten. Aber dann habe ich dir den potentiellen Urgrossvater als Papa doch lieber erspart.

Jetzt lese ich neuerdings, und mit Erstaunen, der elterliche Einfluss sei bedeutungslos.

[Folie „Eltern sind austauschbar. Eltern sind unschuldig.]

„Eltern sind austauschbar. Prägend wirken vielmehr Freundeskreise und soziales Milieu, den Rest geben die Gene vor.“

Schreibt das deutsche Wochenmagazin „Der Spiegel“. Und im kleineren, aber in diesem Fall schnelleren Schweizer Journal „Facts“ hiess es schon Monate vorher:

„Die Eltern sind unschuldig. Wie immer sich Kinder entwickeln, die Eltern können nichts dafür. Wissenschaftler postulieren das Ende der Erziehung.“

Ich hätte, als Vater, eigentlich gar nichts falsch, oder richtig, machen können. Hätte keine Angst zu haben brauchen, du könntest mich, das ausrangierte Vorbild, sehen, wie ich, weil ich wieder nur fünf oder sechs Stunden geschlafen, hinter der Bürotür am Schreibtisch einnickte oder mit tragem Hirn Computerspiele mache, du könntest mich ertappen, wenn ich nachts hinter die Schokolade und die Guetzli gehe, die ich dir verboten. Hätte mich, in meiner geballten Unglaubwürdigkeit, zurücklehnen, mit einer Schüssel Pommes Chips, einem Liter Cola vor den Fernseher fallen lassen und mir drei Krimis in Serie reinziehen können, ohne Angst vor den Folgen für deine geistige Entwicklung und emotionale Reifung. Hätte nur dafür sorgen müssen, dass du den richtigen Umgang mit Gleichaltrigen pflegtest. Und meine Arbeit wäre getan gewesen. Selbstverständlich, nachdem ich, noch vor deiner Geburt, meine Gene hätte durchchecken und überprüfen lassen, dass meine körperliche Konstitution und mein Sozialverhalten, mein IQ und meine sexuelle Potenz tatsächlich überdurchschnittlich und dir ohne Sorge zumutbar sind. Denn, wie erklärte doch der ehemalige UBS-Verwaltungsratspräsident Matthias Cabbiavalletta: Wir können nur noch die Überdurchschnittlichen brauchen. Womit er, ganz offensichtlich, seinen eigenen Abgang vorbereitete.

Ist es Eitelkeit oder Masochismus, wenn ich der Entlassung und Entlastung der primären Sozialisationsfaktoren misstraue? Die

modischen Schwankungen der Umwelt-Anlage-Theorien weniger fortschreitender wissenschaftlicher Erkenntnis, sondern vielmehr wechselnden wirtschaftlichen Interessen und politischen Machtkonstellationen zuschreibe?

Wenn gesellschaftliche Verhältnisse unveränderbar erscheinen, die Einflüsse zwischen Erziehungspersonen und Kindern sich als komplexer erweisen, als gutmeinende Eltern, Pädagoginnen und Psychologen es sich vorstellten; wenn der Nachwuchs die konsequent biologisch-vegetarische Mutter und den auf Rohkost schwörenden Vater mit Hot Dogs und Fritten erschreckt, vordergründig emanzipierte Elternpaare am befreiten Familientisch auf grässlich brave Bübchen und Mädchen stossen, friedfertige Lehrerinnen und Lehrer gewalttätigen Kids gegenüberstehen, wird schnell einmal bei schlechten Einflüssen von weit aussen, Ausländern beispielsweise, oder, im Falle der Gene, von ganz innen Zuflucht gesucht. Oder dann wird, neueste wissenschaftliche Erkenntnisse hin oder her, nach Vorbildern, gesunden natürlich, Vorbildern für „die Jugend“ gerufen. Untrügliches Zeichen dafür, dass die alten Vorbilder nicht die gewünschte Wirkung erzielen. „Die Jugend“ ihnen nicht so recht folgen mag. Oder gar „falschen Idolen“ hinterherläuft. Schlimmer noch – dass die Vorbilder die „falschen Werte“ verkörpern. Oder ihre Rede leere Propaganda ist.

Wo der Ruf nach Vorbildern laut wird, steht es schlecht um eine Kultur, da sind so hochgehaltene Werte wie körperliche und geistige Gesundheit, Friedfertigkeit, Toleranz und Gerechtigkeit ganz offensichtlich weit davon entfernt, gesellschaftliche Wirklichkeit zu konstituieren.

Und vor allem: Wann ist ein Vorbild ein Vorbild? Wer bestimmt das Anforderungsprofil des eidgenössisch diplomierten Vorbildes? Werden bei der Zusammensetzung der Kommission zur Ausarbeitung dieses Pflichtenhefts die verschiedenen Geschlechter, Parteien, Landesgegenden, Wirtschaftsverbände, Altersgruppen, Einkommensklassen, Konfessionen, Ernährungssekte und Sportgruppen sowie die Anhängerinnen und Anhänger unterschiedlicher Computerbetriebssysteme und sexueller Vorlieben angemessen berücksichtigt? Und wenn endlich alle Differenzen, auch jene zwischen National- und Ständerat bereinigt wären, und ich, dein potentieller Vater, die Prüfung für das Höhere Vorbild bestanden hätte, würdest du, mein lieber Sohn, dann dem staatlich abgesegneten Fahnenträger folgen oder, wie Patty Schnyder, irgendeinem obskuren Taler-schwinger und Zitronenpresser nachlaufen?

Wann ist ein Vorbild ein Vorbild? Dürfen Vorbilder unzulänglich, skurril, verwirrt, traurig, krank, gebrechlich, behindert, verzweifelt sein? Oder müssen die Unzulänglichen und Kranken sich zurückziehen? Die Behinderten und Gebrechlichen sich verstecken? Die Traurigen und Verzweifelten schweigen? Wäre dir, mein Sohn, der Hoffnungslose zumutbar gewesen?

[Folie „Vorbilder sind Konstrukte, leere Projektionsflächen“]

Vorbilder sind, wie Idole und andere Götter, letztlich immer Konstrukte, deren Grandiosität nur durch Unnahbarkeit und Distanz aufrechterhalten werden kann. Vorbilder sind leere Projektionsflächen, die mit realitätsfernen Lebensentwürfen, Wunschbildern und Traumbiografien abgefüllt und aufgeladen werden. Zwar versuchen sich kreischende Fans durch kurze Berührung des Stars, der sich den Weg zur Bühne oder zur Urinprobe bahnt, immer wieder zu vergewissern, ein Mensch aus Fleisch und Blut, aber das ändert nichts daran, dass im

Scheinwerferlicht nicht nur Pickel und Falten, sondern auch intellektuelle und emotionale Unzulänglichkeiten wegretouchiert werden. In den magischen Bezirken der Stadien und Kanzeln, des Katheders und des Weissen Hauses, vor Fernsehkameras und Mikrofonen werden Durchschnittsneurotiker und -neurotikerinnen zu Lichtgestalten.

Als Projektionsfläche ganz besonders geeignet ist der oder die Fremde. Das hättest du, mein Sohn, am eigenen Leib, Herz und Kopf bald einmal erlebt, wenn du die Sehnsucht, dich zu verlieben, an der oder allenfalls auch dem grossen Unbekannten festgemacht hättest. Denn das unbeschriebene Blatt eignet sich am besten zur Erfüllung von Träumen. Es ist, noch, frei von störenden Realitäten.

Das ist, vermutlich, der Grund dafür, dass „die Jugend“ selbst immer wieder, und in der heutigen Gesellschaft mehr denn je, zum Vorbild stilisiert wird, zu ihrem eigenen, aber auch zu dem der Erwachsenen, die sich, bis zur Lächerlichkeit, um ein jugendliches Erscheinungsbild und Gehabe bemühen. Denn in Gesicht und Haut „der Jugend“, der gut genährten zumindest, hat das gesundheitsschädigende, ermüdende und bittere Leben noch kaum Spuren hinterlassen. Da spiegelt sich noch die Illusion des ewigen Lebens.

[Folie „Wo Kinder zu Vorbildern ihrer Eltern werden...“]

Aber wo Kinder zu Vorbildern ihrer Eltern werden, da wird nicht etwa das nicht-autoritäre Erziehungsideal eingelöst, sondern die Ausbeutung des Kindes vorbereitet. Die Erwachsenen weigern sich, erwachsen zu werden, regredieren zu Kindern ihrer eigenen Nachkommen, rauben diesen die so gern beschworene unbeschwerte Kindheit und machen sie in jüngsten Jahren zu Eltern ihrer eigenen Alten. Und wenn sie, die Kinder, diese

ihnen zgedachte Rolle nicht spielen, droht ihnen die Wut der erwachsenen Kinder, und die gipfelt auch schon mal in elterlicher Gewalt. Der amerikanische Psychohistoriker Lloyd de Mause zitiert in seinem Buch „Hört ihr die Kinder weinen“ eine Mutter:

„Ich habe mich in meinem ganzen Leben nicht geliebt gefühlt. Als das Baby kam, dachte ich, es würde mich lieben. Als es schrie, bedeutete das, es liebt mich nicht. Deshalb habe ich es geschlagen.“

[Folie „Die Jugend ist unsere Zukunft...“]

„Die Jugend“ ist unsere Zukunft. Heisst es etwa. Aber „die Jugend“ ist unsere Vergangenheit. Das Alter und der Tod sind unsere Zukunft. Und falls der Satz auf eine gesellschaftspolitische Perspektive abzielt, im Sinne von „Die Jugend ist unsere Hoffnung“, wäre er das schmerzliche Eingeständnis, dass es mit uns Erwachsenen nichts mehr zu hoffen gibt. Dass wir versagt haben. Dass wir darauf hoffen müssen, dass „die Jugend“ uns, die Welt und sich selbst rettet. Dass sie sich uns nicht zum Vorbild nimmt. Sonst haben wir, als ganze Kultur, keine Zukunft mehr. Aber „die Jugend“ ahnt, dass der Satz ein trügerischer ist, denn die Gesellschaft, die „die Jugend“ zur Hoffnung erklärt, hinterlässt „der Jugend“ keine Zukunft, zerstört vielmehr die Lebensgrundlagen und –perspektiven derer, die sie grosszügig zu Retterinnen und Rettern aus der menschengemachten Katastrophe ernannt.

„Ich möchte nicht mehr jung sein.“ Murmeln einige in schwachen Stunden. Das sind die Stunden der Einsicht. „Ich möchte nicht mehr jung sein.“ Das ist der Satz derer, die hoffen, gerade noch über die Runden zu kommen, nicht auf Zukunft angewiesen zu sein. Die jung sind, haben, wenn sich erfüllt, was wir

vorbereiten, keine Zukunft, höchstens eine Gegenwart. Kein Wunder, dass sie sich entsprechend verhält, „die Jugend“, und für den gutgemeinten pädagogischen Aufruf - Pass auf deine Gesundheit auf, Bub! - nur verzweifeltes Gelächter bereit hat.

[Folie „Heute fun, morgen tot.“]

„Der Mensch“, der keine Zukunft hat, „der Mensch“, der behandelt wird wie eine Ware, die es im Überfluss gibt und auf dem globalisierten Markt stündlich an Börsenwert verliert, geht mit sich und seiner Gesundheit so um, als würde er morgen schon verramscht oder entsorgt. Heute fun, morgen tot.

Du, mein lieber Sohn, wärst in eine Welt geboren worden, in der das Leben der einen gerade noch knapp den Preis ihrer Niere oder Lunge auf dem Organschwarzmarkt wert ist, und in der für die Erhaltung des Lebens der anderen kein Preis zu hoch ist. Zu welchen hättest du gehört - in einer Welt, in der der Genetiker, der den kopf-losen Menschen als allzeit bereites Organlager vorstellbar macht, „nur“ auf die Spitze treibt, was die Logik des freien Marktes vorbereitet. Da wird der Mensch zum Konkurrenten des Menschen, da hat der Mensch nur einen Platz auf Kosten eines anderen, einen Platz an der Sonne zu Lasten vieler anderer. Genetisch geköpft wird der Mensch definitiv zum Lebens-Mittel des anderen Menschen.

Das ist das Paradox unserer Kultur: Auf der einen Seite steigert sie die Bedeutung und den Trend zur Selbstverwirklichung des Individuums ins Grenzenlose, auf der anderen Seite wird das Individuum in der modernen Massenkultur immer bedeutungsloser, wird, dank explodierender Produktivität, nicht mehr gebraucht.

[Folie „Das Leben ist das Leben...“]

Mit der Stilisierung der individuellen als der einzig realen Existenzform steigt die Angst vor dem Tod, dem individuellen, wächst die Sehnsucht nach dem ewigen Leben, dem individuellen. Denn wer hält schon die ungeschönte Tatsache aus, dass das Leben nichts ist als das Leben? Äusserst versehbar und ausgesprochen endlich. Dass der Tod nichts ist als der Tod. Das Leiden das Leiden – und sonst nichts.

Wo alle Götter und Göttinnen tot sind, alle grossen sozialen Utopien begraben – da bleibt dem Individuum nur das endliche Leben ohne Trost oder die Hoffnung auf individuelle Unsterblichkeit. Da wird der eigene Körper zum Götzen, dem mit Säftchen und Salben, Tröpfchen und Pillen, Reiki-Massage und Muskeltraining, Pendeln und Schwitzhütten, ganzheitlichen und Psychotherapien gehuldigt wird. Wenn sich das Individuum gegenüber den grossen gesellschaftlichen Bedrohungen wie Krieg, wirtschaftlichen Zusammenbrüchen oder ökologischen Katastrophen ohnmächtig fühlt, bleibt ihm, zur Beruhigung, nur die magische Gebärde. Der Griff zu Pille und Pariser. Die konsequente Verwendung homöopathischer Sonnencrème oder der verbissene Kampf gegen das Rauchen, so die Fiktion, schützt vor der drohenden Vergiftung aller Lebensbereiche. „Gsündele“ als Schutzschild gegen atomare und chemische Verseuchung.

[Folie „Gsündele als Schutzschild...“]

Wo sozioökonomische sowie ökologische Realitäten und Bedrohungen ausgeblendet, wo die Erkenntnisse von Psychologie und Psychosomatik, traditioneller und alternativer Medizin absolut gesetzt werden, da erscheint Gesundheit als etwas Machbares, Krankheit als Versagen. Umgekehrt aber ist die Verdrängung individueller und kollektiver Probleme eine häufige Ursache physischer Krankheit. Somatisierung, das ist, auch, der Versuch, individuelle und kollektive Ohnmacht zu

überwinden. Körperliche Krankheit wird zum Damm gegen psychische und soziale Bedrohung. Denn über Krankheit lässt sich's, offensichtlich, leichter reden als, beispielsweise, über Beziehungsprobleme, Arbeitslosigkeit, Lebenskrisen und Angst vor dem Tod. Körperliche Gebrechen erscheinen dem und der einzelnen als etwas, das behandelbar ist. Selbst auf die grosse Angst „der Männer“ gibt es jetzt eine Antwort, und die hat einen Namen – Viagra.

Folie „Jeder ist für seine Gesundheit...“]

Der und die einzelne, so die Fiktion unserer „Heilergesellschaft“, hat es selbst in der Hand, ob er beziehungsweise sie krank wird oder gesund bleibt, gesund wird oder krank bleibt. Alles eine Frage des angemessenen Verhaltens beziehungsweise der geeigneten Therapie.

“Jeder ist für seine Gesundheit in erster Linie selbst verantwortlich.”

Heisst es in der Verfassung des Kantons Basel-Land. Wer richtig lebt, wird nicht krank und stirbt nicht.

Abgesehen von der greifbaren Allmachtsphantasie – selbst der möglichen Gesundheit und dem denkbar langen, wenn auch nicht ewigen Leben steht einiges, Vieles entgegen. Nicht nur du, mein Sohn, wir alle, ein paar Verrückte ausgenommen, wollen nicht wirklich richtig, vernünftig und gesund leben. Denn wir glauben – der Vernünftige ist farblos, die Gesunde fad, und das ewige Leben, so lehren uns die Mythen vom Teufel und denen, die ihm ihre Seele verkaufen, das ewige Leben ist langweilig.

[Folie „Nur wer gefährlich lebt, lebt wirklich...“]

Es ist mit der Gesundheitsvorsorge wie mit dem Schutz unserer „natürlichen“ Umwelt und Ressourcen – Begrenzung und Verzicht erscheinen uns als lebensfeindlich. Konsum, massloser, Leben ohne Mass, Sterben erscheint in solcher Optik als geil. Nur wer gefährlich lebt, lebt wirklich. Der Everestbezwinger und Zürcher Chefarzt Oswald Oelz flieht aus dem gegen Kälte, Sturm, wilde Tiere und andere Feinde versicherten Leben des modernen Menschen in die Berge. Er sucht das intensive Leben des Steinzeitmenschen. Die Möglichkeit des tödlichen Scheiterns macht das Hangeln durch Fels und Eis erst so richtig attraktiv. „Sexy“, grinst er.

„Wenn es nicht darauf ankommt“,

spottet er über das Klettern in der Halle,

„ob man runterfällt, wird das Ganze zum entspannten Turnen. Wenn aber ein Sturz Tod oder schwere Verletzung zur Folge haben kann, ist der Adrenalin-Schuss natürlich viel besser.“

Und dann zitiert der am Bachtel im Zürcher Oberland Wohnhafte Friedrich Nietzsche:

„Das Geheimnis des fruchtbaren Lebens heisst gefährlich leben, darum baut eure Häuser an den Vesuv.“

Wir wollen keine ängstlichen Langweiler sein, die das pralle Leben scheuen, keine Gesundheitsbeter, keine Konsum- und keine Sexmuffel. Umweltschützerinnen aber sind Konsummuffel, grüne Schwärmer graue Mäuse. Manchmal tun sie uns sogar den Gefallen und predigen in schlecht sitzenden Hosen mit schmalen Lippen den Verzicht. Und der fällt uns allen schwer.

[Folie „Man kann nicht immer alles haben, was man will.“]

Der Verzicht erinnert an Unterdrückung der Lust, an das Credo des Erwachsenwerdens: „Man kann nicht immer alles haben, was man will.“ „Man muss die Lust auch einmal beherrschen können.“ Verzicht und Begrenzung erinnern an das tugendhafte Prinzip des Bedürfnisaufschubs, der Sublimierung sexueller Lüste – Rennen statt Liebeln. Oder so. Es ist gelungen, Konsum und Leben ohne Mass mit Lust gleichzusetzen. Obwohl doch gerade materieller Konsum eine Kompensation jener ganzheitlichen Sexualität ist, die das Leben ausmacht.

[Folie „Wollt ihr das totale Wachstum?“]

Konsum ist Lebensfreude, Fröhlichkeit, Optimismus. Konsum ist grenzenlos. Konsum ist Orgie, Entgrenzung. Wollt ihr das totale Wachstum? Verzicht ist lebensfeindlich, grau, depressiv. Verzicht ist Grenze. Grenzen erinnern an den Tod. Der grenzenlose Konsum macht den Tod, die Grenze vergessen. Das ist das Paradox – gerade jene, die die Grenzen anerkennen, schützen, die Grenzenlosen aber zerstören die Grundlagen des Lebens – individuell und gesellschaftlich.

Wer nicht kokst, nicht besoffen, mit hundert Sachen über den Klausen kurvt, nicht mit dem Snowboard durch Lawinhänge jumpst, wer keine über- beziehungsweise unmenschlichen Leistungen vollbringt und nicht ohne Dings bumst, ist ein langweiliger Vernünftling, der nicht zu leben weiss, ist ein Feigling und Vaterlandsverräter. Vor allem aber ist er kein Mann. Damit, mein lieber Sohn, sind wir endlich beim berühmten kleinen Unterschied angekommen. Dass es zweierlei Menschen gibt, Bub, hättest du bald einmal erfahren, und vielleicht hättest du es sogar schon gewusst, wenn ich es dir hätte erklären wollen, dass die Menschen da unten nicht alle gleich gebaut sind. Was aber nicht erklärt, weshalb die einen, die Männer, durchschnitt-

lich sieben Jahre weniger lange leben als die andern, die Frauen. Männliche Übersterblichkeit heisst das, mein Sohn.

[Folie „Es gibt keine Männer“]

A propos Männer: Es gibt keine Männer. So wenig wie es einen Wilhelm Tell gegeben hat. Oder einen Winkelried. Männer werden nicht als Männer geboren. Sonst wäre die Angst von Männern und Jünglingen nicht so gross, kein richtiger Mann zu sein beziehungsweise zu werden, bedürftest du, mein Sohn, nicht der Aufforderung „Sei ein Mann!“ Gerade weil der kleine biologische Unterschied gesellschaftlich überhöht wird, ist männliche (und womöglich auch weibliche) Identität so brüchig. Bei einem Indianerstamm in Iowa wird Männlichkeit treffend als das „grosse Unmögliche“ bezeichnet.

[Folie „Männer phällen oder phallen. Mann sein ist tödlich.“]

Männlichkeit ist immer gefährdet, weil als Allmacht konstruiert. Glaub mir, mein Sohn, Männer sind keine Männer. Sie bemühen sich nur um einen männlichen Eindruck. Mit mörderischem und selbstmörderischem Mut. In einer patriarchalen Gesellschaft gilt: Männer leben gefährlich. Männer phällen oder phallen. Mann sein ist tödlich.

[Folie „Das Leben ist der Güter höchstes nicht.“]

Mein lieber Sohn, wärst du zur Welt gekommen, wärst du besser als Mädchen gekommen, ein längeres Leben wäre dir sicher gewesen. Allerdings auch ein durch Gewalt gegen „die Frau“ geprägtes. Dich hätte der Zwang, ein Mann zu werden, wie gesagt, um satte sieben Jährchen gebracht. Denn das „Konzept Mann“ gerät in direkten Konflikt mit der jeder Gesundheitsvorsorge zugrundeliegenden und durchaus vernünftigen Annahme, Überleben, Leben und Gesundheit sei das oberste

Ziel menschlichen Strebens. Aber „der Mann“ ist nun mal kein rationales Wesen. („Die Frau“ auch nicht.) Schon bei Friedrich Schiller heisst es:

„Das Leben ist der Güter höchstes nicht.“

„Dem Mann“ ist abstrakte Männlichkeit meist wichtiger als das nackte Leben. Das hat Folgen – für individuelle männliche sowie gesellschaftliche allgemeinmenschliche Lebens- und Zukunftsperspektiven.

Wenn Sie einem Mann – vor einer Drachenhöhle, einem Gletscherabbruch, einer Schlacht oder auch nur einem vollen Weinkeller – drohen: Da ist noch keiner lebend zurückgekommen, hat er drei Möglichkeiten:

1. Er bekommt es mit der Angst zu tun. Weicht zurück. Erweist sich als Weichling und „Blaukreuzler“, als Nicht-Mann und in letzter Konsequenz als feige Frau.
2. Er missachtet Ihre Warnung und wagt sich in die Höhle des Löwen. Dort lässt er, wie erwartet, sein Leben, wird damit zum „Mann“ und unsterblichen Helden. Mit militärischem Begräbnis und Denkmal.
3. Er lässt sich durch nichts schrecken und kehrt heil aus der „Todeszone“ zurück. Dann muss er zuerst den Verdacht entkräften, er habe geschummelt, habe sich feige versteckt, bis die Schlacht geschlagen war. Muss den bluttriefenden Kopf des Drachen, die leeren Flaschen oder die abgefrorenen Finger vorzeigen. Jetzt erst wird er, auch als Überlebender, zum Mann. Zum Bezwinger des Todes. Zum Unverletzlichen. Vorläufig.

An diesen traditionellen Männermythen, so fürchte ich, hat auch der von den Medien und dem Kleidergeschäft PKZ propagierte „neue Mann“ nur sehr wenig geändert.

[Folie Titanic]

Die oscargekrönte Verfilmung von „Titanic“ jedenfalls inszeniert unbeeindruckt und äusserst erfolgreich klassische Geschlechterrollen:

- Rose, die Frau, überlebt die Katastrophe. Träumt ein Leben lang von ihrer grossen Liebe. Heiratet irgendeine farblose Figur und wird steinalt.
- Cal, ihr aufgeblasener, rücksichtsloser Verlobter, kauft sich einen Platz in den für Frauen und Kinder reservierten Rettungsbooten und kommt davon.
- Jack, der Held, Rose's grosse Liebe, stirbt.

Auf einer Holztüre im Eiswasser treibend, führen Jack und Rose einen Dialog, der ins patriarchale Lehrbuch gehört:

„Hör' zu, Rose“, stammelt Jack, schon leicht unterkühlt, „du wirst gerettet! Du wirst weiterleben. Und du wirst später einen Haufen Babys kriegen. Du wirst als alte Frau friedlich in deinem Bett sterben. Nicht hier! Nicht heute Nacht! Hast du das verstanden? Du musst mir versprechen, dass du überleben wirst. Dass du nicht aufgeben wirst! Und vergiss dieses Versprechen niemals!“

Rose verspricht mit letzter Kraft: „Ich werde es nie vergessen, Jack.“

Das ist das Stichwort für ihn – er lässt sich entkräftet ins nachtschwarze Meer fallen und ertrinkt.

Jack, der Mann und Held, gibt auf und stirbt. Rose aber, die Frau, macht neue Kräfte frei. Greift nach einer Trillerpfeife, die sie, bisher, aus unerfindlichen Gründen, nicht benutzt hat.

Macht die Insassinnen und Insassen eines zwischen Toten und Ertrinkenden herumpaddelnden Rettungsbootes auf sich aufmerksam. Und wird aus dem Wasser gefischt.

Wieso hat sie die Pfeife nicht früher benutzt und so auch ihren geliebten Jack vor dem Tod bewahrt? Wieso kann sich Jack, der starke Mann, nicht auf dem behelfsmässigen Floss halten? Wieso verlassen ihn die Kräfte vor der schwachen Frau, die bei seiner Befreiung unter Deck mindestens soviel Kraft verbraucht hat wie er?

Die Erklärung liegt kaum im Bereich des Physischen, sondern des Symbolischen.

[Folie „Nur Feiglinge und Charakterlumpen...“]

Jack, der Held, darf nicht vom Ort der Katastrophe, an dem so viele ihr Leben lassen, in den gemütlichen Alltag zurückkehren. Denn, so wird es an Cal, dem widerlichen Verlobten von Rose, demonstriert: Nur Feiglinge und Charakterlumpen überleben. An Jack aber wird klagemacht: Nur ein toter Mann ist ein richtiger Mann. Auf die Pointe gebracht: Was ein rechter Mann werden will, der zeige erst, dass er sterben kann, bevor er leben will.

[Folie „Der Tod wird, im männlichen Konzept...“]

Wenn du an dieser Stelle, mein Sohn, den Kopf schütteln solltest, wäre das nur der Beweis dafür, dass du noch nicht ganz begriffen hättest, was Mannsein bedeutet. Was dir auf den ersten Blick paradox erscheinen mag und auch tatsächlich eher an heidnische Wintervertreibungsrituale erinnert, erweist sich bei näherer Betrachtung als tödliche Logik: Der Tod wird, im männlichen Konzept, mit dem Tod vertrieben. Das ist für die vor individuellen und kollektiven Gefährdungen Warnenden verheerend. In diesem magisch patriarchalen Kontext sind Warnungen wie „Rauchen kann Ihre Gesundheit gefährden“ oder „Diese

Bombe kann jedes Leben auf dem Planeten auslöschen“ Aufforderungen zum Tanz.

Der Tod macht Angst, weil er unsere Grandiositätsphantasien zerstört und unsere individuelle Identität bedroht, weil er uns – wenn wir ihn nicht verdrängen – dauernd mit unserer Ohnmacht konfrontiert. Nun gehört es aber zum patriarchalen „Konzept Mann“, dass „der Mann“ sich nicht fürchte, Unterwerfender und nicht Unterworfener sei. Was schon im gesellschaftlichen Kontext eine Fiktion ist, verkommt angesichts des Todes definitiv zur lächerlichen Gebärde. Aber es muss auf BiegenundBrechen demonstriert werden: Ein Mann fürchtet den Tod nicht. Dieser auch in Kriegs- und Fortschrittsrausch sichtbar werdenden Allmachtsphantasie sind schon Hunderttausende, ja, Millionen Unbeteiligter zum Opfer gefallen.

In der Sexualität und im Tod, diesen zwei polaren existenziellen Situationen menschlichen Lebens wird unser Ausgeliefertsein ganz besonders deutlich. Beides, LiebeErotikLeidenschaft zum einen, der Tod zum andern, entzieht sich unserer Kontrolle. Da helfen weder juristisch beglaubigte Treuegelübde und Liebesratgeber noch Spitzenmedizin und Gentechnologie. Aus dem unkontrollierbaren Leben mit all seinen kleinen Todesphällen wie Abschied, Zurückweisung, Verlassenwerden, Krankheit, Behinderung, Angst und Verzweiflung, aus all den alltäglichen Unberechenbarkeiten und Ausgeliefertheiten flieht der männliche Held in die „Todeszone“. Denn die Unfähigkeit zu Trauer und Angst, das macht Männlichkeit im Kern aus. Und wer sich in die „Todeszone“ vorwagt, mit dem Tod spielt, gibt sich, heil zurück, der Illusion hin, er (oder auch sie) hätte den Tod im Griff.

Der amerikanische Bergführer Scott Fischer, der im Mai 1996 bei einem der grössten Dramen auf dem „Dach der Welt“ umkam, erklärte, trotz der tiefgefrorenen Leichen auf dem Weg zum Everest-Gipfel, kurz vor seiner Abreise nach Katmandu:

„Ich bin hundertprozentig davon überzeugt, dass ich zurückkehre.“

Auch seine Frau, fügte der Mann hinzu, wisse,

„dass ich immer genau die richtigen Entscheidungen treffe. Wenn etwas schiefgeht, liegt das immer an menschlichem Versagen.“

[Folie „Mann muss nur alles richtig machen...“]

Das ist der Kern der Allmachtsphantasie – man muss nur alles richtig machen, dann kann einem nichts passieren. Die Toten haben Fehler gemacht. Brillant demontiert Tom Wolfe in seinem Roman „Die Helden“ diese männliche Magie. Da treffen sich die Mitglieder einer Testpilotengruppe nach jedem Absturz eines Kollegen zum Leichenessen und analysieren, was er falsch gemacht hat, bis sie sich gegenseitig überzeugt haben, Tod oder Leben liege in ihrer eigenen Hand. Am anderen Tag steigen sie mit todsicherem Gefühl in ihre Jets. Überzeugt, dass ihnen so ein Fehler nie passieren wird. Derjenige, der beim nächsten Leichenessen widersprechen würde, das ist der, den sie vor dem ersten Gang beerdigt hätten.

[Folie „Wer die andern fällt oder selber fällt...“]

Wenn der Mann und Held eines Tages doch nicht zurückkommt, die Todesmagie nicht länger verfängt, der Unverletzliche sich als Normalsterblicher zu entpuppen droht, dann winkt ihm der ultimative Ritterschlag – der Heldentod. Und der macht un-

sterblich, denn, so Horst Eberhard Richter in seinem Buch „Umgang mit der Angst“:

„Wer die andern fällt oder selber fällt – Helden sind sie alle, Sieger über den Tod. Der Mythos verleiht ihnen eine grandiose Unsterblichkeit.“

So wird der Tod für „den Mann“ zur Zuflucht vor dem Martyrium des begrenzten Lebens. Und die Söhne lernen, dass man nur auf einen toten Vater wirklich stolz sein kann.

[Folie „Dem realexistierenden Mann droht...“]

Nun haben aber die meisten Schweizer Männer – ihre Lebenserwartung von rund 75 Jahren ist ein untrügliches Indiz dafür – wenig Gelegenheit, auf Schlachtfeldern oder in den Todeszonen des Himalaya das Gesellenstück des männlichen Helden abzulegen. Dem realexistierenden Mann droht permanent der Absturz ins Nicht-Männliche, Weibliche, Schwule, ins Nichts. Er ist täglich, stündlich mit seinem Versagen am „Konzept Mann“ konfrontiert. Dagegen kämpft er mit einer Vielzahl männlicher Gebärden an. Eine davon ist der Griff zum „Zauberstab der Gewalt“. Denn die Gewalt verwandelt die Welt in meine Welt. Gewalt gegen andere. Gewalt gegen sich selbst. Gemeint ist der Versuch, immer wieder in die kleinen „Todeszonen“ unseres alltäglichen Lebens vorzustossen. Rücksichtslos gegen sich selbst, an und über die Grenzen eigener Möglichkeiten hinauszugehen. Vor nichts zurückzuschrecken. Wider jede Vernunft mit und ohne Alkohol im Blut die Geschwindigkeitsgrenzen auszureizen. Mit Arbeit, Zigaretten, Alkohol und einseitiger Ernährung Raubbau an der eigenen Gesundheit zu betreiben. Wer „den Mann“ vor solchem Tun warnt, stösst auf heftige Opposition. Wer kennt ihn nicht, „den Mann“, der erregt die Alkoholfahne schwenkt und darauf besteht, er habe sein Fahrzeug noch lange unter Kontrolle. Wer hat, als Mann, besorgten War-

nerinnen und Warnern nicht schon mal den Satz „Das Leben ist überhaupt gefährlich“ entgegengehalten. Um dann lachend den nächsten „Sargnagel“ anzustecken. Oder Nebel, Schnee und eigenen Bedenken trotzend gipfelwärts zu stampfen.

[Folie „Nicht die Gefahr wird als das Bedrohliche...“]

Mit der Lächerlichmachung der Besorgten, der Missachtung berechtigter Warnungen und ernsthafter Symptome wird auch die eigene Angst abgewehrt.

„Ich habe keine Angst, weil ich stärker bin. Das nenne ich Mann.“

Bringt der ehemalige Ausbilder einer Antiterror-Einheit das „Konzept Mann“ auf den Punkt. Das ist der Kern männlicher Sozialisation – die Überwindung, genauer Verdrängung der Angst. In einer Art magischen Rituals werden Gefahrensituationen von ihrer realen Bedrohlichkeit „gereinigt“. Nicht die Gefahr wird als das Bedrohliche wahrgenommen, sondern die Angst. Männliche Omnipotenz und Furchtlosigkeit wird wesentlich durch Verdrängung von Angst konstituiert. Verdrängung biegt den Hinweis auf die Todesgefahr zur Einladung um, in der „Todeszone“ die brüchige Männlichkeit zu erneuern.

„Angst ist ein schlechter Ratgeber“, deklarieren die Propagandisten neuer Gross-Technologien und verkünden nach „Schadensereignissen“, die nach menschlichem Ermessen nie hätten auftreten dürfen, umgehend:

„Kein Grund zur Panik. Wir haben alles im Griff.“

Warnerinnen und Warner, zum Beispiel vor Atom- oder Gentechnologien, werden als emotionale, überängstliche Trottel diffamiert. Aber wer nicht die Phantasie aufbringt, Angst um Kinder, Kindeskindern und auch um sich selbst zu haben, der (oder

auch die) kann und will sich nicht vorstellen, welches die Folgen eigenen Handelns sein können. Kann in letzter Konsequenz nicht rational denken – und fühlen. Oder wie es der Schriftsteller Erich Fried in seinem Gedicht „Angst und Zweifel“ formuliert hat:

**„Zweifle nicht
an dem
der dir sagt
er hat Angst**

**aber hab Angst
vor dem
der dir sagt
er kennt keinen Zweifel“**

Die Angst vor der (unmännlichen) Angst lässt „den Mann“ Bedrohung und Gefährdung leugnen und verdrängen. In diesem Kontext wird jede Mahnung zur Vorsicht, jede präventive Bemühung, symbolisch gesehen, zur Bedrohung von Männlichkeit und muss zurückgewiesen werden.

Kommt dazu, dass die warnende Stimme „den Mann“ an die besorgte und „übermächtige“ Frau und Mutter erinnert. Gegen die er sich in der patriarchalen Geschlechterkonstruktion mit aller Gewalt wehren muss. Ein ehemaliger Politiker, befragt, wie es ihm gesundheitlich gehe, ich wusste, dass er vor einiger Zeit notfallmässig ins Spital eingeliefert worden war, verharmlost diesen Zwischenfall und meint lachend:

**„Aber gegen die Allianz von Frau und Arzt
kommst du nicht an.“**

„Der Mann“ wirkt gegenüber seinen eigenen Gesundheitsproblemen und Krankheiten, das heisst gegenüber seinem eigenen Leben, häufig seltsam unbeteiligt, ja, er neigt dazu, männlich-

undtapfer jene zu bekämpfen, die sich um sein Wohl kümmern. So lache auch ich, dir kann ich es ja verraten, Bub, auch ich lache über meine jeweiligen Freundinnen, die bei meinen Ohnmachtsanfällen, die ich alle paar Jahre „produziere“, regelmäßig in Panik geraten. Nur ich selbst habe, Logik des Phänomens, meine Ohnmacht noch gar nie bewusst erlebt. Diese irrationale, die eigene Gesundheit gefährdende männliche Gebärde ist der magische Versuch, Omnipotenz zurückzugewinnen, ausgerechnet in Situationen, in denen Männlichkeit durch reale oder drohende Abhängigkeit höchst gefährdet erscheint.

[Folie „Wo Mann sein bedeutet – nicht Frau sein...“]

Wo Mann-Sein bedeutet – nicht Frau sein, und das ist die Grundlage jeder patriarchalen Kultur, da darf „der Mann“ keine Angst zeigen, auch nicht um sich selbst. Da delegiert er Angst und Sorge um sich selbst, wie der amerikanische Präsident das Management seines Privatlebens, an „die Frau“. Und wer diesen Auftrag annimmt, wird umgehend zur Gegnerin, gegen die (oder auch den) Männlichkeit konstituiert wird.

Düstere Aussichten also für jene, die Männer vor individuellen Gefahren und uns alle vor kollektiven Bedrohungen zu beschützen suchen. Ihre Warnungen werden durch die patriarchale Inszenierung ins Gegenteil verkehrt. „Der Mann“, vor dem Tod gewarnt, läuft – aus Angst, als feiger Drückeberger oder schwächliches Weib zu gelten – dem Tod direkt in die Arme. Nicht einmal der Pazifist verweigert den Marschbefehl mit der naheliegenden Begründung, er habe Angst vor Verwundung und Tod.

Immerhin: Männlichkeit, das heisst, die Bereitschaft zu töten und getötet zu werden, scheint nicht das „natürliche“ Bestreben „des Mannes“ zu sein. Sonst müssten „dem Deserteur“ im zivi-

len und soldatischen Leben nicht derart drastische Strafen angedroht werden. Im Krieg ist es der physische, im Frieden der soziale Tod, mit dem „der Mann“ dazu gebracht wird, zum Mann statt zum Menschen zu werden.

Darin liegt – und damit komme ich zum Schluss – auch eine Chance.

[Folie „Prävention als Desertion“]

Es gibt, vor der Höhle des Löwen, neben den erwähnten drei noch eine vierte Variante: Aufrecht und tapfer die Zumutungen des Mannseins zurückweisen. Mutig, das heisst feige und ängstlich sein. Die Angst nicht länger als Gegnerin, sondern als Freundin sehen. Die individuelle und kollektive Katastrophen zu vermeiden hilft. Prävention als Desertion. Als Aufruf, von der männlichen Fahne zu gehen. Nicht brav und besoffen mit hundert Sachen über den Klausen zu kurven, nicht gehorsam ohne Dings zu bumsen, sondern der Sehnsucht nachzugeben, sich mit dem Marschbefehl in der Hand im warmen Haus und Liebesnest zu verkriechen, als Feigling und Vaterlandsverräter, als MannundMensch endlich doch noch „vernünftig“ zu werden. Allerdings ohne in die Allmachtsphantasie zu verfallen, wer richtig, das heisst gesund und vernünftig lebe, werde nie krank, sterbe nie. Sondern sich ganz einfach dem tapferen und verzweifelten, fröhlichen und traurigen LebenundSterben hinzugeben.

Nur, mein lieber Sohn, wo hättest du, vorausgesetzt, du wärst doch geboren worden, wo hättest du die dafür nötige Courage lernen sollen? Bei diesen kläglichen Vorbildern? Womöglich war es doch ein weiser Entscheid, deine Niederkunft hinauszuschieben. Bis, endlich, das noch nicht entdeckte Gen des aufrechten Ganges gefunden ist.

16. März 1999/Jürgmeier